

Als hätten sie Dinah Washington nicht zugehört

Elisabeth Wagner,
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net
mail@elisabethwagner.net
+49-160-9772 5591

Über den heiklen Begriff der Begabung

Es muss kalt sein in Novosibirsk, und ehrlich gesagt, man hat schon überhaupt keine Lust mehr, sich um die Begabung zu kümmern. Lauter hässliche Wörter stehen im Weg. Wörter wie Potenzial und Ressource, wie Leistungsrendite. Sie erinnern eher an Aktienhandel als an eine Leichtigkeit beim Tanzen. Junge Models haben Potenzial, junge Fußballer ebenfalls. Kinder haben Begabungsressourcen und können, wie eine kürzlich veröffentlichte Studie zeigte, bereits im Alter weniger Monate auf ihre Eignung für Mathematik getestet und systematisch gefördert werden. Es scheint, die Begabung hat keine Minute mehr zu verlieren. Zumindest wenn es nach einem international renommierten Begabungsforscher wie Professor Albert Ziegler geht. Der Lehrstuhlinhaber für Pädagogische Psychologie an der Universität Erlangen fordert Strenge, und er lobt Novosibirsk, genauer, die dortige Schule für mathematisch begabte Kinder, wo man um 7:15 Uhr frühstückt, um 8:30 Uhr mit dem Unterricht beginnt und – minus drei Pausen – durchhält bis abends fünf vor halb zehn. Würde man Pensum mit dem unserer Schüler vergleichen, schreibt der Professor in einem Aufsatz über »Förderung und Exzellenz«, sei klar, warum das deutsche Mathe-Team insgesamt »chancenlos« sei.

Chancenlos. Noch so ein Wort, das so tut, als sei Begabung nichts anderes als die Voraussetzung für Leistung, ein unerbittlicher Arbeitsauftrag, der keine Freistunden duldet. In seinem Schatten lauert die Beschämung. Wahrscheinlich ist das auch der Grund, warum es oft schwierig ist, über Begabung zu reden. Warum im Laufe der Recherche häufig der Eindruck von Enge und Ängstlichkeit zu spüren ist.

Eine führende Mitarbeiterin der bedeutendsten Begabtenstiftung des Landes zum Beispiel spricht über Begabung als Auftrag zu Verantwortung und gesellschaftlicher Teilhabe. Sie spricht über Gerechtigkeit, über die Begabung als Chance. Gefragt, was sie am meisten beeindruckt, antwortet sie »Mut« und in der Auswahl-situation sei es »der Mut, zu sich zu stehen«. Es ist ein strahlendes Bild, und doch weht ein kühler Luftzug, der selbst die Erwähnung der kleinsten Schwäche verbietet. Eine Doktorandin der Kunstgeschichte kennt das innere Diktat. Immer sei ihr alles leicht

**Als hätten sie Dinah
Washington nicht
zugehört**

Der Tagesspiegel
14. Dezember 2013

Erschienen unter
*Von wegen Geschenk der
Götter*

Seite 1/6

gefallen, sagt sie. Und jetzt? Jetzt soll sie 30 werden, und die Promotion ist nicht fertig. Allein der Gedanke daran belastet sie. Es werde aussehen, als sei sie aus dem Tritt gekommen und habe den Kontakt zur Spitzengruppe verloren, sagt sie und lächelte entschuldigend. Die Phrase sei ihr peinlich, aber es falle ihr im Augenblick keine andere Erklärung ein. »Wir leben nun mal in einer Leistungsgesellschaft.«

Elisabeth Wagner,
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net
mail@elisabethwagner.net
+49-160-9772 5591

Dieser Satz wird sich wiederholen. Er wird resigniert, zuweilen vorwurfsvoll klingen. Die Mutter eines lernstarken kleinen Jungen spricht ihn triumphierend aus. Sie hält es für die Signatur der Verlierer, in seiner Gegenwart zu frösteln, für ein Zeichen von Neid und Missgunst denen gegenüber, die den Wettbewerbsvorteil auf ihrer Seite haben. Fairerweise muss man sagen, dass es sich bei dieser Mutter um eine geradezu fanatische Anhängerin der 130-Punkte-IQ-Hochbegabungs-Grenze handelt. Sie sei dem Schicksal dankbar, erzählt sie in der Pause einer Informationsveranstaltung eines Berliner Instituts für Hochbegabtenförderung, dass es ihr durch eine Fehlgeburt vor langer Zeit ein behindertes Kind genommen und wenige Jahre später einen Sohn mit einem IQ-Wert in den 140ern geschenkt habe. »Diese Dankbarkeit ist doch natürlich«, sagt die Mutter. »Jeder will ein begabtes Kind.«

In Wahrheit ist es nicht immer so schlimm. Die für Intelligenzdiagnostik zuständige Psychologin an der CJD Braunschweig jedenfalls, einem durch das Christlichen Jugenddorfwerk Deutschland e.V. getragenen und auf individuelle Begabungsförderung spezialisierten Schulverbund warnt, sich auf extreme Fälle zu beschränken. Sie kenne selbstverständlich solche Leute, sagt sie: Eltern, die ihr Kind dazu benutzen, sich narzisstisch aufzuwerten und entsprechend säuerlich reagieren, wenn sich beim Test heraus stellt, dass für die kindliche Ungeduld eben doch kein hoher IQ verantwortlich ist. »Schrecklich.« Die Psychologin gruselt sich. Ihrer Erfahrung nach sei diese Haltung aber nicht mehrheitsfähig. »Die meisten Eltern wünschen sich ein normalbegabtes Kind«, sagt sie. Ihr selbst sei es völlig egal, ob ein Kind begabt ist oder nicht. Sie möge ein Kind nicht lieber, bloß weil es hochbegabt ist. Und sie ermittle hier auch nicht hauptamtlich den Intelligenz-Quotienten, sondern versuche vor allem herauszufinden, was da für Kind vor ihr sitzt. Warum es still vor sich hinleidet, sich zurückzieht. »Ich vermesse keine Kinder«, sagte die Psychologin ruhig und entschieden, und erwähnte, dass sie niemals das mathematische Gleichheitszeichen im Zusammenhang mit Intelligenzquotienten benutzt.

Jenes fehlende = Zeichen war der erste zärtliche Gedanke. Ein offenes Fenster im stickigen Raum der Konkurrenz. Man blickt hindurch und erkennt etwas Interessantes, vielleicht das Entscheidende: dass es nämlich keine exakten Definitionen gibt. Dass Begabung ein Konstrukt ist, ein Erklärungsversuch. Man kann sie nicht messen, nicht fotografieren. Zu sehen ist nicht die Begabung, sondern Roger Federer, der einen Volley spielt und dazu schwebt wie ein Tänzer. Ein pickliger Teenager, der den Chemielehrer mit einer seiner täglichen Nachfragen in Verlegenheit bringt. Oder die älteste Tochter einer Kleinbauernfamilie, die in der 10. Klasse die phantasievollsten

**Als hätten sie Dinah
Washington nicht
zugehört**

Der Tagesspiegel
14. Dezember 2013

Erschienen unter
Von wegen Geschenk der
Götter

Seite 2/6

Aufsätze schreibt, aber das Abitur aus Rücksicht auf das Portemonnaie der Eltern nicht machen will. Die Aufzählung könnte weitergehen. Jeder Mensch trägt Bilder mit sich herum. Das einer jungen Schauspielerin etwa. In der Rolle der Johanna von Orlean steht sie auf der Bühne des Deutschen Theaters und rührt ihre Zuschauer zu Tränen. Genaugenommen sieht man sie nicht selbst, sondern hört, wie eine ihrer ehemaligen Lehrerinnen auf der Schauspielschule, die Schriftstellerin und Professorin für Verssprache Ines Geipel, von ihr erzählt.

Elisabeth Wagner,
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net
mail@elisabethwagner.net
+49-160-9772 5591

Rotz und Wasser habe sie heulen müssen, sagt Ines Geipel. Sie habe gar nicht aufhören können, draußen, nach der Vorstellung. So stark und überwältigend sei es gewesen. Dieses es, das man hilfloserweise auch »die Verlorenheit der Figur« und »Einsamkeit« nennen könnte. In Gestalt Kathleens Morgeneyers habe es dagestanden, ganz schlicht und mit im Grunde nichts in der Hand. »Und doch«, sagt Ines Geipel, »alles war da.«

Es ist ein sehr grauer Nachmittag, und dass es angenehm ist, dieser Beschwörung einer Begabung zuzuhören, liegt daran, dass das Wort Begabung darin nicht vorkommt. Ines Geipel meidet den Begriff. Sie sagt Schönheit stattdessen. Gefragt nach ihren eigenen Talenten, sendet sie einen zögerlichen Blick. Als wäre das Wort ein Schatten. »Verknüpft mit Konflikt«. Mit dem Leistungsbefehl des Vaters, mit dem Zwangsdoping in der DDR, mit Verrat und einem jungen Mädchen, das den Auftrag hatte, stark und unverwundbar zu sein. »In der Schule hatte ich alles Einser«, sagt Ines Geipel, »aber es hat keine Rolle gespielt. Genauso wenig wie der Weltrekord, der zu Hause auch keine Rolle gespielt hat.« Es habe eben niemals genügt. Bestimmt könne man verstehen, dass jemand mit einer solchen Leistungsthematik Druck nicht mag, und Auswahl-situationen auch nicht, und dass so jemand in der Rolle als Professorin der Ernst-Busch-Hochschule am liebsten den Kopf einzieht, wenn er mitentscheiden soll, ob ein Mensch angenommen wird oder nicht.

Eine Denkgeschwindigkeit. Eine Markierung auf der Gaußschen Normalverteilungskurve oder die Kunst der Kathleen Morgeneyer, in der Rolle der Johanna langsam einen Arm zu heben. Die Art und Weise über das Phänomen der Begabung zu sprechen, verrät viel über den dazugehörigen Blick auf die Welt. Wie schaut jemand auf Menschen und das, was sie mitbringen? Schaut er überhaupt auf einzelne Menschen, erzählt er beispielsweise von der Sehnsucht eines Sparkassen-Angestellten nach Maria Callas, oder zeigt er auf ein Boot mit afrikanischen Flüchtlingen und sagt »wir vergeuden Potential«.

Die unsterbliche Dinah Washington sang eine Zeile, die man als Mahnung verstehen kann, nur ja nicht den Zauber des Anderen zu stören: »If my life is like the dust/oooh that hides the glow of a rose/what good am I/heaven only knows«. Das ist das Wichtigste: dass man nichts kaputt macht. Der Begabungsdiskurs aber gleicht einem Minenfeld. Und die Experten werden sich selbst über den groben historischen Werdegang nicht einig.

**Als hätten sie Dinah
Washington nicht
zugehört**

Der Tagesspiegel
14. Dezember 2013

Erschienen unter
Von wegen Geschenk der
Götter

Seite 3/6

Während ein Forscher wie Albert Ziegler die Geschichte des modernen Begabungsbegriffs als Prozess einer »allmählichen Verwissenschaftlichung« erklärt, der die ersten wichtigen Impulse aus der Leistungsethik des Protestantismus, der Renaissance und deren »Gedanken der sinnvollen Nutzung von Begabung« empfängt, betont der Pädagogikprofessor Timo Hoyer die historischen Brüche. Aber der Reihe nach, und vielleicht auch erst einmal ganz einfach am Wort entlang.

Elisabeth Wagner,
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net
mail@elisabethwagner.net
+49-160-9772 5591

Im jedem guten Wörterbuch kann man es nachlesen: Begabung kommt von begaben, was nichts anderes als beschenken heißt. Begabt kann man in diesem Sinn mit allem Möglichen sein. In den Worten des Dichters Johann Balthasar Schupp waren Adam und Eva im Stand ihrer Unschuld »mit dem Ebenbild Gottes begabt«. Die Einwohner Salzburgs hingegen waren, dem hochgradig sensiblen Empfinden Thomas Bernhard nach, »mit großer Gemeinheit und Niederträchtigkeit begabt«. Begabt sein lässt sich mit Geld und Schönheit, mit Witz und Klugheit und einem guten Gehör. Der Clou ist: diese ursprünglich antike und dann mittelalterliche Idee der Gabe gehört keiner Person.

Es kommt uns in unserer Fixierung auf Pisa-Studien und frühkindliche Förderung vermutlich nicht in den Sinn, aber das Problem, wie (ungewöhnlich gute) Leistungen erklärt und auf ihre Bedingungen hin befragt werden können, hat die Menschen lange Zeit nicht interessiert. Timo Hoyer stellt diesen Gedankensprung heraus: »Wo wir überdurchschnittliche Lern- und Leistungsvoraussetzungen« sehen, erkennt »der in Kategorien des Seins denkende Mensch der Antike das Erwachsensein im Kind.« Der kleine Wolfgang Amadeus wäre der Antike kein Wunderkind, sondern ein weiser, alter Künstler im Körper eines siebenjährigen Kindes gewesen. Die Geschenke der Götter, die mittelalterlichen Zeichen des Heiligen Geistes verlangen keine Arbeit, sie entwickeln sich nicht, und sie können den Menschen in jedem Alter heimsuchen. »Begabung«, sagt Hoyer, »ist dagegen ein einigermaßen junger Begriff.«

Gemeint ist die Kategorie, das Substantiv, das – großgeschrieben – zum ersten Mal Ende des 19. Jahrhunderts die Diskurse prägt. Der Name Francis Galton gehört an diese Stelle. Galton, Naturforscher und ein Cousin des berühmten Charles Darwin, legt 1869 die Studie Hereditary Genius vor, in der er nachzuweisen trachtet, dass geistige Eigenschaften ebenso wie körperliche Merkmale erblich sind. Dazu führt Galton statistische Analysen durch. Er untersuchte die Stammbäume zahlreicher zu beruflichem Ansehen gekommener Familien und findet, dass unter Verwandten ersten bis dritten Grades die berufliche Eminenz tatsächlich überdurchschnittlich häufig existiert. Galtons Arbeit gilt als Pioniertat der Intelligenzforschung, und sie öffnet zugleich den Weg für die Züchtungsphantasien der Eugenik. Es liege im Interesse der Verbesserung »unserer Rasse«, Einfluss auf die Auswahl derer zu nehmen sei, die sich fortpflanzen sollten, forderte Galton.

Eine monströse Tür, durch welche die moderne Kategorie der Begabung die Szene betritt. Sie gehört jetzt in den Menschen

**Als hätten sie Dinah
Washington nicht
zugehört**

Der Tagesspiegel
14. Dezember 2013

Erschienen unter
*Von wegen Geschenk der
Götter*

Seite 4/6

hinein und wird im selben Moment zur Eigenschaft der sogenannten »Rasse«. In diesem Wahnsystem ist die Begabung stets in Gefahr. Sie ist das Opfer. Man muss sie beschützen, glaubt die Eugenik, muss die Begabung vor Mischung und dem Liebesbiss der Minderwertigkeit bewahren. Man erkennt, wie die Begabungs-Kategorie zu einem vollkommen leeren und geistlosen Begriff verkommt, wie sie bei den Nazis rein gar nichts damit zu tun hat, ob Menschen ausdrucksvolle Bilder malen, sondern wie sie sich als perverse Eigenschaft »des Blutes« verdummt, und, um die entsprechende Terminologie zu zitieren, »wertvolle Rassen« von »minderwertigen und unbegabten Rassen« scheidet.

Elisabeth Wagner,
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net
mail@elisabethwagner.net
+49-160-9772 5591

Ob Begabung jemals ein offenes und großzügiges Wort werden kann? Die heftige Abwehr und tiefe Skepsis der 70er und 80er Jahre, die von Begabung weder als Geschenk der Götter, noch als Angelegenheit des Erbmaterials wissen und sie auch sonst nicht mit besonderer Aufmerksamkeit behandeln wollten, ist verständlich. In den 90ern etabliert sich, was uns heute im Fokus von Hochbegabungsforschung begegnet. Der sich verschärfende Wettbewerb heißt es, verlange nach einer Elite. Dazu habe die Forschung, »verschiedene empirische Versuche unternommen, das prototypische Bild des Begabten im öffentlichen Bewusstsein zu identifizieren«. Das war, man hört es am Tonfall, noch einmal Professor Ziegler, der in seinem Buch »Hochbegabung« die Kriterien auflistet, die vermeintlich unstrittig sind: Das Exzellenzkriterium (die außergewöhnliche Leistung), das Seltenheitskriterium (also der Umstand, dass die Wenigsten können, was der Hochbegabte kann), das der Produktivität und der Beweisbarkeit im Test. Als fünftes Kriterium kommt noch »das Wertkriterium« hinzu, das, um es mit eigenen Worten zu sagen, die Hochbegabung dazu verpflichtet, sich nicht der Herstellung von Soufflés, sondern lieber der Physik zu widmen.

Es ist offensichtlich, diese Forschung hat keine Scheu davor, herrisch aufzutreten. Sie trennt zwischen denen, die der Hochleistungsmannschaft angehören und denen, die es nicht tun. Es sei eine geschlossene Welt, sagt Timo Hoyer, der Begabung ganz anders, nämlich als Zuschreibung und Etikettierung versteht. Er hegt tiefes Unbehagen gegenüber diesem Etikett, das vor allem dazu diene, »über Begabung und nicht mit Begabten zu sprechen«. »Tatsächlich wissen wir noch wenig«, sagt Hoyer, Autor des Buches »Begabung« und mitverantwortlich für eine Langzeitstudie in mehreren Modellklassen für hochbegabte getestete Kinder.

Fast nichts wisse man etwa über sozio-kulturellen Folgen. Wie wirkt es auf Kinder, wenn man ihnen sagt, sie seien hochbegabt und unterschieden sich dadurch von sogenannten normalen Kindern? Die Antwort darauf lautet, dass sich eine typische Reaktion ebenso wenig findet wie eine abschließende Definition von Begabung. Was sich jedoch sagen lasse, so Timo Hoyer »die meisten der Kinder, und übrigens auch die meisten Eltern wollen die Zuschreibung nicht.« Sie wollen Unterstützung, und dass die Schule Spaß macht, aber ein Label, das nicht. Fast als hätten sie Dinah Washington zugehört und wollten dem grauen Staub der Kategorien entkommen. Gebeten sich selbst zu beschreiben, antwortet die kleine Sophie im Interview mit den Pädagogen mit einer schlichten, eleganten

**Als hätten sie Dinah
Washington nicht
zugehört**

Der Tagesspiegel
14. Dezember 2013

Erschienen unter
*Von wegen Geschenk der
Götter*

Seite 5/6

Skizze: »Ein Mädchen, das blonde Haare hat, das 10 Jahre alt ist, nicht mehr lange, und halt gut in der Schule ist«. Auch Sophie braucht kein Etikett, um die zu sein, die sie ist.

Elisabeth Wagner,
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net
mail@elisabethwagner.net
+49-160-9772 5591

**Als hätten sie Dinah
Washington nicht
zugehört**

Der Tagesspiegel
14. Dezember 2013

Erschienen unter
*Von wegen Geschenk der
Götter*

Seite 6/6